

1.

Eine Krankenschwester wickelte lange Gazeschlangen von Leo Fetters rechter Hand. Nur die Fingerspitzen schmerzten ihn. Das erste Mal seit seiner Verwundung, daß er bei klarem Bewußtsein einen Verbandwechsel erlebte, sehen konnte, welcher Art seine Verletzung eigentlich war. Auf dem Weiß der Bandagen zeigten sich nun Flecken gestockten Blutes oder Eiters. Die Schichten des Verbandes klebten aufeinander.

„Ritsch und ritsch“, sagte die Schwester aufmunternd, „gleich kannst du dir’s ansehen!“

„Ein echter Heimatschuß“, tröstete der Arzt. „Es gibt eine Menge Leute, die sich selbst so etwas beibringen, damit sie nach Hause kommen!“

Leo zog die Mundwinkel herab. Er bewegte die Finger, aber die Hand, der nun die letzten Verbandsstreifen abgerollt wurden, rührte sich nicht. Entgeistert starrte Leo auf das, was einmal seine Rechte gewesen war. Soviel er erkennen konnte, fehlten ihm die letzten beiden Glieder gerade jener Finger, die am meisten schmerzten. Die anderen sowie die Handfläche und der Handrücken waren von rotgequollenen, mühevollen Nähten zusammengehalten, in denen an vielen Stellen Eiterpfropfen steckten

„Na, das sieht ja heute schon viel besser aus. Die Hand wird dir erhalten bleiben, junger Freund!“ lobte der Arzt.

„Aber ich werde niemals wieder arbeiten können, ich bin doch Schriftsetzer!“

„Sei froh, daß du lebst“, tadelte er Doktor und zupfte ungerührt mit einer Pinzette an Leos Handresten herum. Dann steckte er ein Sonden-schläuchlein in den tiefsten Eiterherd. Die Schwester schmierte schwarze Salbe auf das Ganze und sagte begütigend: „Mußt halt umlernen, bis ja noch jung genug!“ Dann wickelte sie frischen Verband um seine Hand, und Leo wurde schwindlig.

„Was fehlt dem nächsten?“ hörte er noch den Arzt fragen.

„Bauchschuß“, flüsterte die Schwester.

„Aber Kind, Kind, das ist doch ein Exitus, hinaus mit ihm!“ Dann schwanden Leos Sinne.

Es war schwül, als er wieder zu sich kam. Es stank nach Urin und frischem Kot, denn sein Nachbar drückte gerade auf der Leibschißel. Ein Kamerad mit Kopfverband setzte Leo den Schnabel eines Teekännchens an die Lippen.

„Was schreist du denn immer ‘Durst’, wenn du dann nicht trinken magst?“ schimpfte er.

„Ach, danke schön“, sagte Leo verwirrt zwischen zwei Schlucken. Der Kopfverband schlurft mit zu großen Holzpantoffeln zu seinem eigenen Bett. Der Nachbar hatte jetzt sein Geschäft erledigt und wollte von seiner Schüssel befreit werden. Leo befühlte mit der linken Hand seine Stirn. Sie war heiß. Aber irgendwie fühlte er sich heute doch besser. Das Leben geht

zu Verhaftungen und daraufhin zur offenen Revolte. 150 Arbeiter, von den meuternden Soldaten mit Waffen versorgt, befreiten ihre inhaftierten Kumpagne, stürmten die Kanzlei des Oberleutnants, raubten, was sie fanden: Wäsche, Kleider, Silbergeschirr und vor allem 40 000 Kronen. Die verhaßten Aufseher wurden massakriert, die Offiziere grausam niedergemacht, zerstückelt. Ja, es war nicht lustig, in diesen Tagen im Fünfkirchner Revier eine Offiziersuniform zu tragen, und nicht einfach, wenn man die Wut der Aufständischen verstand.“

Hohenfried schwieg. Emmerich trank von seinem warm und schal gewordenen Bier. Der Hüttenwirt aber feuerte Hohenfried an:

„Und donn, was wor donn?“

„Die Assistenztruppen rückten von allen Seiten heran, besiegten die verschiedenen unter behelfsmäßigen roten Flaggen marschierenden Aufständischengruppen und nahmen sie gefangen. Auch den Friedhof mußten die Meuterer räumen. In drei Kolonnen zogen sie sich aus der Stadt zurück. Um acht Uhr abend wußte man, daß die Niederschlagung der Revolte nur mehr eine Frage von Stunden war. Schon am nächsten Morgen um halb zehn hatten wir 1 500 Meuterer eingefangen, 500 streunten noch in der Gegend und suchten Verbindung mit den sogenannten „Grünen Kadern“, räuberischen Banden, Deserteuren und Widerstandskämpfern, die in der Szemö Puszta auf einem verkommenen Gut ihr Hauptquartier hatten und sogar mit dem Feind in Nachrichtenverbindung standen. So kleinweis haben wir die Aufständischen dann gekriegt. Am 26. Mai fehlten uns noch 401 Mann und ein MG, am 5. Juni nur noch 169. Mehr als 30 Tote gab es auf unserer Seite. Vor allem auf die jüdischen Offiziere hatten es die Meuterer abgesehen. 21 Verwundete mußten in die Lazarette. Die Verluste unter den Aufständischen wurden nie bekannt, sie schleppten ihre Verwundeten mit sich und versorgten sie selbst.“

„Na und wie ist es dir bei dem Ganzen ergangen?“ fragte Emmerich den Erzähler.

„Ich hatte wirklich Glück: 14 Offiziere und 37 Unteroffiziere wurden wegen Vorschubleistung vor Gericht gestellt. Ich nicht. Im Gegenteil, ich wurde Auditor beim Militärgericht. Aber nur zwei Tage lang. Dann hatte man den Verdacht gegen mich, daß ich ein prinzipieller Gegner der Todesstrafe wäre, und ein energischerer Offizier erledigte das blutige Handwerk: 13 Soldaten des Ersatzbataillons und zwei Landsturm-Bergarbeiter wurden standrechtlich erschossen. - Selbst feine Damen aus der Fünfkirchner Gesellschaft drängten sich um die besten Plätze bei dem Hinrichtungsplatz, und die Wirte haben es fertiggebracht, noch über Nacht am Rand der Hinrichtungsstätte Würstelstände und Bierbuden aufzustellen, damit das Publikum die Exekutionen entsprechend genießen konnte.“

„Mei“, sagte der Hüttenwirt und trenzte einen dünnen Speichelfaden auf den Tisch, „des san da odrahte Teifln!“

ein Gespräch beginnen wollte, winkte der andere ab. Schließlich trat ein dritter an ihren Tisch heran, worauf sich der Schweigsame grußlos entfernte. Der Fremde setzte sich.

„Sie sind der Meister?“ fragte Emmerich ungeduldig.

„Naa“, sagte der andere, „der Flebb'n-Malochner muaß hackln. I bin sei Vадrahra!“

„Sind Sie der Boß? Kennen Sie sich aus mit Flebbn?“

Der andere hob die Schultern.

„Bist nur a Apparatschik?“ fragte Emmerich ungeduldig.

Der Kerl fuhr zusammen. „Ah, Se san vo da Polente! De Hua de grausliche, haumma's glei denkt! Ich weiß von gar nichts, von gar nichts. Habdehre!“

Er erhob sich und eilte zum Ausgang. Emmerich erwischte ihn am Ärmel.

„Bist narrisch!? I bin genau so haaß auf de Kiebara wia du!“ flüsterte er eindringlich. „Geh her, trink an Kaffee. I frog do nur nach dem Chef, weu i wos Bsonders brauch, und des kann i nur mit dem Chef ausbaldowern.“

„Des geht net! Hast de Marie do und de Büdeln?“

Sie setzten sich, und der Kellner brachte zwei Kaffee und einen Schnaps für den Händler.

„Geld hätt ich sicher. Aber die Paßbildeln, die machts doch ihr?“

„Mia san do ka Fotoatelier!“

„Dann treff ma uns heut in 14 Tag“, sagte Emmerich, „ich muaß mir die Bilder erst verschaffen, des kann ka Fotograf mochen von mir, weil die müssen eben was Bsonders werden!“

Der andere sah ihn kopfschüttelnd an, war aber schließlich einverstanden. Er wollte für seine Bemühungen 50 Schilling, aber Emmerich vertröstete ihn auf den nächsten Termin und zahlte nur die Rechnung.

Am nächsten Tag besorgte sich Emmerich ein Buch über Fotografieren. Er schmökerte es durch und erstand wenig später das Modernste auf diesem Gebiet. Nicht etwa eine Plattenkamera: eine Rolleiflex-Spiegelreflexkamera mit Selbstauslöser. Dazu starke Fotolampen, eine Dunkelkammerausrüstung inklusive Vergrößerungsapparat, Entwickler und Fixiersalz, ja selbst eine Trockenpresse. Auch wenn er das alles über Annoncengegeschäfte abwickelte, begann sein Vorhaben nun teuer zu werden. In einem Geschäft am Naschmarkt kaufte er Augenbrauenstifte, falsche Bärte, eine runde Metallrandbrille mit Fensterglas und einige Perücken. Dann begann er, vor dem Spiegel sein anderes Ich zu entwerfen.

Die Bärte ließ er bald beiseite, die Koteletten verlängerte er und schwärzte sie, ebenso wie die Augenbrauen, mit den Perücken war er nicht zufrieden, tönnte aber sein Haar mit einem Pulver, das man wieder abwaschen konnte. Er frisierte sich anders, setzte die Brille auf, und war dann doch nicht ganz zufrieden. Am nächsten Tag ließ er sich die Haare kürzen und probte wieder vor dem Spiegel. Er ergänzte sein Werk durch einen schwarzen Pull-

len. Sie spürte die eigene sinnliche Berührung, ihr ganzer Körper flammte auf, sie drückte die Hand des Jungen so fest, daß er es merken mußte, und wartete, wartete, daß ... Und wirklich: Er beugte sich zu ihr - sie fühlte seine Nähe - und hauchte ihr einen Kuß auf die Wange! Sie blickte ihn vorwurfsvoll an, sah, wie er errötete, hörte seine gestammelte Entschuldigung. Da war es um ihre Selbstbeherrschung getan. Sie stürzte sich über ihn, nahm seinen Kopf und Nacken in ihre Hände und küßte seinen jungen, weichen Mund. „Oh du, du Bub, du großer, kleiner, lieber Bub!“

Sie küßten einander oft in den folgenden Tagen, und Gerhard vergaß seine Skrupel gegen den Mann an der Front, dem Inge sich versprochen hatte. „Schau“, hatte sie zu ihm gesagt, „der Peter muß an der Ostfront jede Stunde dem Tod ins Auge sehen. Wär' es nicht wunderschön, wenn er dort eine fände, die ihn spüren ließe, wie herrlich die Liebe ist? Ich wär' nicht eifersüchtig, ganz bestimmt nicht. Und du, mein kleiner Gerhard, du wirst doch auch noch gern an mich denken, wenn du ... nein, nein. Oh du! Aber es ist doch keine Liebe für das ganze Leben. Es ist die Liebe für einen Sommer, in dem keiner weiß, wie lange überhaupt ...“

Inge aber rechnete und fand, daß ihre Tage günstig waren.

„Besuch mich heute Nacht, Gerhard, ich will dich bei mir spüren!“

Er kam, schüchtern, zögernd und so vorsichtig, um keinen im Hause zu wecken. Sie aber war schon ganz heiß. Als er endlich da war, überraschte sie ihn mit der Gewalt einer Liebe, die ungehemmt aus ihr hervorbrach. Er gab sich ihren Zärtlichkeiten hin, fand sich in seine Rolle und erschöpfte sie am Morgen endlich mit der nie versiegenden Kraft seiner Jugend. Das ging drei Nächte so. Dann war er nicht unglücklich, daß sie sich ihm eine Woche verweigerte, und völlig überrascht, als sie ihm nachher auch den Grund dafür nannte. Denn richtig aufgeklärt hatte ihn bis dahin noch keiner!

Der Sommer endete, sie mußten scheiden. Es wurde schwer, und doch war es beiden leichter, als sie füreinander gefürchtet hatten. Erst als Inge wieder im Zug saß, kam die Einsamkeit über sie. Plötzlich konnte sie sich nicht mehr vorstellen, ohne den Jungen weiterzuleben. Doch als sie dann wieder in der Stadt war, verebbte die Verzweiflung. Der Alltag hatte sie wieder, und das Schicksal bescherte ihr eine ganz andere und doch beglückende Überraschung. Die Geschichte mit Italien entwickelte sich rascher und gründlicher, als sie sich das in ihrer Urlaubsstimmung hatte vorstellen können. Natürlich hatte sie auch in der Abgeschiedenheit des Dorfes erfahren, daß damals am 25. Juli der italienische König überraschend Mussolinis Rücktritt angenommen hatte. Doch hatte sie in ihrem Sommerglück dem keine besondere Bedeutung beigemessen, da der neue Italienische Ministerpräsident, ein Marschall namens Badoglio, erklärt hatte, den Krieg fortsetzen zu wollen: „Der Krieg geht weiter. Italien ist in seinen überfallenen Provinzen, in seinen zerstörten Städten hart getroffen, hält aber als eifersüchtiger Wächter seiner tausendjährigen Tradition dem gegebenen Wort die Treue“, hatte es damals in Badoglios Erlaß geheißt.